und gegen das große, breite Tenntor eine starke Hiefel gespreizt. Denn das wilde Gestürm drückt gar gewaltig daran, daß ich vermein', nun und nun muß der Torbaum brechen.

Und dazwischen hinein denk' ich an unser Ahnl. Ich hab' sie mir nie krank vorstellen können, denn seit ich meine erste Hose trag', hat sie deswegen nie im Bett liegen müssen.

Wie alt ist denn unser Ahnl schon? Lang und tief muß ich sinnen und nachraiten, weil sie weit im vorigen Jahrhundert drinnen schon geboren ist.

Dann hab ich's. Am großen Frauentag wird die Ahnl zweiundachtzig.

Zweiundachtzig! Mir wird beinah ein wenig bang vor dem Alter. Und zwegen was liegt sie heut? Muß unser Ahnl leicht gar — sterben?

Krrrr — bum! tümmelt ein großer, abgerissener Ast vom Obstgarten herein an das Tor, daß ich vor Schreck an die Tennmauer taum'le wie eine leichte Flaumfeder. Und ein Lichtser nach dem anderen springt flammend in die Finstern der Scheune.

Schwächer taucht der Sturm gegen das Tenntor. Der Regen beginnt zu gießen, und darein trommeln schwere Rieseln auf das Ziegeldach. Aber sie werden bald weniger. Die mehrere Gefahr ist ummer.

In der Viertelkammer drinnen hat die Ahnl ihre Bet'n, den Rosenkranz mit den großen Holzkorallen, um die Finger geschlungen und betet leis' und ergeben, der Herr möge uns verschonen und uns nit heimsuchen mit Sturm und Hagelnot.

Ich lehne stumm neben der Tür und schaue durch das Fenster hinaus in das unholde Sturmen und Sausen.

„Gelt, Bub, jetzten tut's nimmer rieseln?" Sorgend ist die Frage.

„Nein, Ahnl, jetzten ist die Gefahr schon ummer."

Lang ist kein Wort in der Kammer. Bis ich das Stillsein nimmer aushalten kann. „Ahnl, zwegen was liegst denn heut schon?"

Stumm schaut sie mich da an, mein Ahnl. Sie hat Augen wie der See draußen über den Wiesen, und auch so tief sind sie, daß man ganz, ganz darin versinken kunnt'. „Weil ich müd' worden bin, Bub. Lang, lang ist die Reis' herauf zu den Achtzigern, und jetzten werd' ich mich ausrasten." —

Drei Tage sind um, seit die Ahnl sich in das Himmelbett gelegt hat. Tagmüd' steht die Sonne und rot auf der Linie des Horizonts. Unser Ahnl schaut ihr nach, weh und traurig. „Bfüat Gott, güldene Sunn', bfüa' Gott, wann ich Dich etwa nimmer sehen kunnt'. Und gelt, schein' auch für die Annaen allweil so wie für mich! Bfüat Gott!"

Die harte Schwielenhand winkt nach ihr. Dann ist die Ahnl wieder still und lächelte der Mutter entgegen, die gerade in die Viertelkammer kommt.

„Tut Dir doch nit was weh, Ahnl?"

„Nein, gar nichts nit. Därfst schon in die Kuchel hinum gehen und für die Erntleut' das Nachtmahl richten. Seit Unser Herr vormittags zu mir kommen ist, hab' ich gar kein Wehtun nimmer."

„Aften wird's schon wieder besser." Befreit geht die Mutter in die Kuchel.

„Bub, geh Du auch! Zum Weizenhieseln kunnten Dich die Leut' draußen noch brauchen."

„Ja, Ahnl." Aber nit gern geh' ich. Die Beine sind nir schwer, und die ganze Welt schaut verlassen und leid auf mich. Lieber hätt' ich bei der Ahnl bleiben mögen.

„... und sorget, daß der Weizen heut hereinkommt. Lang mag das Wetter nimmer aushalten."

„Ja, Mutter. Mach Dir dessentwegen kein Kümmernis!"

Im Morgendunkel steht der Vater am Bett. In seinen Händen ist ein schwaches Zittern, und ganz zerkloben tut seine Stimme. Wir, die Buben, stehen stumm am Bettende, und die Mutter hat ein hartes, heimliches Weinen im Gesicht. Der junge Tag malt erst seidenfein den Himmel.

„Und im Stall ist eh das Vieh all's gesund?"

„Ja, Mutter."

„Gelt, vertragt Euch mit den Nachbarn allweil gut!"

„Ja, Mutter. Tu Dich nit sorgen!"

Unser Ahnl hat ein seliges Freuen im Gesicht und streicht gut, gut über der Mutter Hand am Bett.

Und: „Buben, vergesset die Mutter nie nit und den Vater! Wann der Weizen herinn ist, aften — — —"

Es geht nimmer mit dem Reden. Die Ahnl setzt aus, und ihr Atem wird kleiner. „Wenn der Weizen herinn — ist — und der Haber — und kein Rieselwetter — nimmer — kommt, — aften — aften — laßt — am Frauentag — eine — — —"

„Ja, ja, Mutter, plag' Dich nit!" Ein Schluchzen ist in Vaters Stimme. Ich kann nimmer hinschau'n. Unser Ahnl, mein Ahnl bleibt nimmer da, und ich...

„... eine — Dankmeß' — halten.

Und, — Buben — ver — laßt — nit — — —!"

Das Fenster steht offen. Der Weizen falbet strohreif herzu von den Feldern, über den Hügeln erwacht ein Sensenschlag, und die erste Lerche singt. Am Himmel steht roter Morgenschein.

Da ist unsere Ahnl gestorben, leise und still...

Ein blinder Mathematiker mit dem Doktorhut

Ein einzig dastehendes Ereignis in den Annalen der Wissenschaft fand in diesen Tagen statt, als ein blindgeborener Mathematiker, Dr. Nils Juringius, an der Stockholmer Universität öffentlich seine These von den symmetrischen Funktionen verteidigte und des Doktorgrades würdig befunden wurde. Die Leistung des jungen Doktors ist auf seine unbezwingliche Energie und sein bewundernswertes Gedächtnis zurückzuführen. Seine Mutter hat Jahr für Jahr ihm alle gelehrten Werke vorgelesen, die Dr. Juringius für sein Studium benötigte, und andererseits nach seinem Diktat die wissenschaftliche Arbeit niedergeschrieben. Die Mutter war ihm die treueste und beste Sekretärin.

Die Untersuchung ist so tiefschürfend und so spezial gehalten, daß sogar ein Opponent, ein Professor aus Upsala, gestehen mußte, daß es ihn große Mühe gekostet habe, die Materie zu erfassen und zu prüfen. Nach seinen kritischen Anmerkungen richtete der Opponent an Dr. Juringius folgende Worte: „Neben der Welt der Formen, Farben und Linien, die die meisten Menschen genießen, gibt es noch eine andere Welt, die der Mehrheit der Menschen verschlossen ist. Das ist die Welt der absoluten Zahlen, die Welt der Mathematik. Nur wenigen Menschen ist die Gabe zuteil geworden, ihre Freude an der Kombination der Zahlen und Symmetrie der Formen zu haben." Der Opponent beglückwünschte D. Juringius dazu, daß ihm diese Gabe zuteil geworden sei, in die Welt der Zahlen einzudringen und da eine Quelle reiner Freude zu finden.

Die Tauben und Sperber vom Mainzer Dom

Daß die Tauben und Sperber eng beieinander nisten und noch dazu inmitten des Betriebes einer modernen Großstadt, scheint unglaubhaft. Und dennoch wird am tausendjährigen Mainzer Dom diese Unwahrscheinlichkeit zur Wirklichkeit. Hoch oben, im rokokogekrönten Massiv der romanischen Türme hausen etwa sechs Sperber, die in kühnem Segelfluge ihre Kreise über dem Häusergewirr der Altstadt ziehen. In den Nischen und Arkaden des Westchors, in den Fensterlaibungen des Querschiffs aber, dicht über den angrenzenden Häusern, flattern und rauschen die Schwärme wilder Tauben. Täglich von Tierliebhabern gefüttert, sind sie zutraulich geworden und picken Körner und Brosamen aus des Fremden Hand.

Doch nicht ganz ohne Kampf ist dieses Idyll. Senkrecht schießt zuweilen der Sperber hinab, um eine der Tauben zu erhaschen. Aber mit lautem Flügelschlag stiebt dann der ganze Schwarm auf den freien Platz hinunter, und der Raubvogel, der sich nicht in das Getriebe der Straße hinabtraut, steigt wieder gen Himmel, in steten Kreisen nach einem der waghalsigen Opfer Ausschau haltend. Wehe dem Täubchen, das sich dann in das Fanggebiet des Feindes traut! Von der Südwestseite des Doms läßt sich dieser Daseinskampf in der Vogelwelt, der unter ähnlichen Umständen wohl nicht häufig anzutreffen ist, am besten beobachten

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 43 | 28. Mai 1932 | 6. Jahrgang

Gegen den Strom

Roman von Olga Wohlbürd

(Nachdruck verboten)

8). Fortsetzung)

Klaus Stöven pendelte vor dem Hotel auf und ab. Die Beine waren ihm schwer. Ab und zu hob er den Kopf und blickte zu den Fenstern hinauf; einzelne waren erleuchtet — — die schienen ihm freundlich, fast hilfreich. Die andern, die dunkel waren, konnte er nicht sehen, ohne daß ein lähmendes Angstgefühl ihm zum Halse emporkroch.

Zweimal betrat er die Halle. Es roch in ihr nach ausländischen Essenzen, nach Leder und Teppichstaub. Menschen kamen und gingen. Er starrte ihnen ins Gesicht, ohne sie zu sehen, lief ihnen in den Weg, daß sie stolperten, sich an ihm stießen, ihn ärgerlich zur Seite drängten.

Er ließ sich in einen Klubsessel fallen. So erschöpft war er, daß er eingeschlafen wäre, wenn nicht die schrillen Hupensignale der vorfahrenden Kraftwagen ihn immer wieder hätten zusammenfahren lassen. Durch die von beflissenen Pagen gedrehte Tür brach dann und wann ein kalter Luftzug herein.

Klaus Stöven mußte plötzlich an seine Nußschale denken, dort oben in Norwegen, und wie er in geteerten Schaftstiefeln und triefender Lederjoppe dem wütenden Element sein bißchen Leben abgerungen hatte. Eine Lust war das gewesen damals! Ein stolzes Ringen, das weder Zeit noch Raum ließ für bleiche Furcht oder auch nur Bängnis. Das scharfe salzige Seewasser hatte ihm mit seinen Sturzwogen die nackten Arme blutig gepeitscht. Er aber hatte immer nur das Hochgefühl junger, nimmermüder Kraft empfunden, wenn der Sturmwind im Kampf mit den kunstvoll gerafften Segeln erlahmte.

Ein fröhliches, stolzes Ringen war es gewesen. Und jetzt hatte ihn die Liebe zu Marianne so zag, so kraftlos gemacht. Schwer erhob er sich aus dem Sessel. Die Zunge lag ihm pappig im Munde, und seine Augen stierten glasig auf Menschen und Dinge.

Und dann stand er wieder draußen. Lehnte an der Laterne und wartete.

Plötzlich stand Marianne vor ihm.

„Warum wartest du hier?"

Fremd und kurz schien der Ton ihrer Stimme — — — Aber es war ihre Stimme, und sie wirkte beschwichtigend auf ihn.

Nasser Schnee klatschte auf sie beide herab. Ihre Hand, die auf seinem Arm lag, zitterte.

In ihm war ein großer Jubel, heiße brennende Freude. Sie hatten es beide überstanden. Die Bahn lag frei vor ihnen. Er wollte nicht fragen, wollte nichts wissen. Er riß ihren Arm durch den seinen.

„Komm!"

Aber sie ließ sich nicht mitziehen.

„So komm doch", wiederholte er.

Da sah er ihre Augen. Auf einen Mann starrten sie, der aus der erleuchteten Halle trat und in ein Auto stieg. Langsam stieß der Wagen von der Bordschwelle ab. In sanfter Rundung glitt er an ihnen beiden vorüber.

Klaus Stöven erblickte, scharf von der Laterne beleuchtet, einen rassigen, blonden Männerkopf. Die Züge schienen leidend. Um die Lippen, die von einem kurzen Schnurrbart beschattet waren, lag ein schmerzhaft ironischer Zug. Die bräunliche, sehr schlanke Hand schob gerade den weichen, schwarzen Filzhut zurück. Klaus Stöven sah, wie die Augen des Mannes, die tief unter feingezeichneten Brauen lagen, sich weiteten, als ihr Blick auf Marianne fiel, und dann erhaschte er noch ein kurzes Aufschauen, das ihm selbst galt. Gleich darauf warf sich der Mann zurück in den Schatten. Der Wagen sauste vorbei.

„Der also ... der!"

Mariannens Kopf fiel tief herab.

„Und nun ist es aus, sag'?"

„Ja."

„Komm, mich friert."

Marianne hob ihren Muff zu dem verschleierten Gesicht. Ihre Schultern zuckten.

Schweigend legten sie die kurze Strecke bis zu ihrem Hotel zurück. Klaus bot ihr den Arm ... aber sie sah ihn nicht. Krampfhaft hielt sie sich an der Rampe, als sie die Treppe hinaufstieg. Und ganz leise bebten ihre Lippen und beteten: „Nur nicht hier umfallen, nicht hier vor allen Leuten."

Und dann endlich war sie in ihrem Zimmer.

Am Abend saßen sie in der Oper.

Herr Stöven bedauerte die Verabredung mit seinen Geschäftsfreunden. Die rundliche, mit Schmuck übertrieben beladene Frau des Delikatessenhändlers Körner paßte wenig zu seiner Schwiegertochter. Aber es hatte ihm eben Spaß gemacht, mit Marianne zu renommieren.

„Warum so blaß?" fragte er sie, und dann gab er Klaus einen kleinen Stoß.

„Hast nüht mal an Schokolade gedacht, Jung' — — na, macht nichts, ich bin ja da."

Herr Körner versuchte, Klaus in ein geschäftliches Gespräch zu verwickeln, aber Klaus war nicht bei der Sache. Nie hatte er es so empfunden, daß Marianne anderer Art war, wie hier im Halbdunkel der kleinen Loge. Vielleicht paßte Papa zu ihr — äußerlich —. Und er fragte sich: wie würde sein Vater sich in ähnlichem Falle benehmen? Er selbst war ratlos. Marianne hatte ihm kaum noch ein Wort gesagt, hatte sich ihm selbst und seinen Fragen so rasch entzogen, daß er nicht einmal gewußt hatte, ob sie auch wirklich das Theater mit ihnen besuchen würde. Aber nun war sie doch zur bestimmten Stunde fertig gewesen, als er mit dem Vater an ihre Tür gepocht hatte. Nun saß sie auch da, in einem blaßblauen, seidenen Kleide, das er nie gesehen hatte an ihr und in dem sie noch damenhafter erschien als sonst.

Frau Körner studierte Ränge und Parkett durch ihr Opernglas. Ab und zu wendete sie sich mit einer Frage an Marianne. Marianne nickte höflich. Es war ihr, als könnte sie nur durch eine äußerste Willensanstrengung Worte bannen, die ihr wie im Fieber von den Lippen wollten. Plötzlich zuckte sie zusammen. Frau Körner zeigte unbekümmert auf die große Mittelhofloge.

„Sitzt da nicht Herzog Franz Günther? — — Ich habe im Hofbericht gelesen, daß er heute beim Kaiser gefrühstückt hat."

Frau Körner wußte genau Bescheid im Gotha, und die Empfänge bei Hofe, soweit sie nicht einen ganz intimen Charakter trugen, hatten keine Geheimnisse für sie.

Frau Körner wiederholte:

„Nicht wahr, es ist doch . . .", aber sie unterbrach sich plötzlich und maß Klaus mit ärgerlichen Blicken.

Er hatte seinen großen, breiten Körper vorgeschoben und stand nun mit dem Rücken gegen die Brüstung, als wollte er die Aussicht versperren auf die Hofloge.

Marianne stand auf.

„Bleib', ich bitte dich, bleib'!", flüsterte Klaus Stöven.

Mariannens Augen glitten an ihm ab. Ihre Hände, die er umschlossen hatte, lagen holzsteif in den seinen. Da ließ er sie los und sah ihr nach, wie sie im Dunkel der Loge untertauchte. Sah, wie sein Vater die Tür aufklinkte, daß das grelle Licht und das laute Gemurmel hereinbrachen, und hörte Herrn Stöven sagen:

„Wollen wir nicht ein bißchen ins Foyer?"

Herr Körner sprach von der Kaviar-Konjunktur und wiederholte zum dritten Male:

„Die deutsche Kaviar-Agentur hat keinen Sinn, ich beziehe direkt und habe meinen eigenen Gewährsmann in Archangel sitzen."

Klaus Stöven fiel wie ein Sack auf den Stuhl, den Marianne verlassen hatte. Frau Körners große Brillanten glitzerten ihm widrig vor den Augen. Vom Rande der Hofloge herab flatterte das Programm. Frau Körner reckte sich ihren kurzen, rosigen Hals aus.

Als das Klingelzeichen ertönte, flutete das Publikum ins Parkett und die Ränge zurück. Klaus Stöven pflanzte sich an der offenen Logentür auf und wartete. Es wurde dunkel draußen. Die Logendiener schlossen lautlos die Türen. Klaus Stöven drängte den Mann heftig zurück.

„Sie sehen doch, die Herrschaften sind noch nicht da." Aber der Logenschließer ließ sich auf kein Warten mehr ein. So saß denn Klaus Stöven auf der rotsamtenen Bank und starrte auf die große Loge. Er wußte nicht, was auf der Bühne vorging, wußte kaum noch, wo er sich befand. Er sah immer nur die Umrisse eines rassigen Kopfes, die schmale Schulterlinie eines edelgezüchteten Männerkörpers. Er zog die Uhr. Noch zehn Stunden, und Marianne war in Sicherheit, vor dem Manne dort in der Loge, vor sich selbst. Noch zehn Stunden, und die kleinen weißen Hände von Madame Stöven entwirrten die verschlungenen, schmerzenden Fäden. Ganz leise öffnete sich die Logentür. Herr Stöven trat ein.

„Wo ist Marianne?"

Herr Stöven legte die Finger gegen die Lippen. Er gehörte zu denen, denen das Schweigen im Theater Gesetz war. Aber Klaus Stöven ergriff den Arm des Vaters wie mit Pranken: „Wo ist Marianne?", wiederholte er.

Er hatte es wohl laut gesagt, denn Frau Körner wendete sich mißbilligend um.

Da erklärte Herr Stöven mit unzufriedenem Stirnrunzeln:



„Wo ist Marianne?"

„Marianne fühlte sich nicht recht wohl. Ich brachte sie ins Hotel zurück."

Und er trat hinter Frau Körner.

Auch sie fragte nach Marianne. Herr Stöven sagte, mit seinem leichten, weltmännischen Lächeln:

„Meine Schwiegertochter hat sich ein wenig übernommen heute. Und da sie morgen früh mit meinem Sohn nach Kiel fährt, so wollte ich ihr die Ruhe gerne gönnen."

„Ja, natürlich", sagte Frau Körner.

Im Grunde begriff sie nicht, daß man einen Klaus Stöven heiratete, wenn man aussah wie Marianne.

Als der Vorhang zum drittenmal aufging, trat Klaus Stöven noch einmal näher an die Brüstung heran. Die Hofloge war leer. Schwer sank seine Hand auf den Arm des Vaters:

„Erwarte mich nicht zum Abendessen, Papa."

Dann ging er hinaus auf den Gang. Die Tür fiel so laut hinter ihm ins Schloß, daß das Publikum sich unwillig umwandte.

Herrn Stöven war der ganze Abend verdorben.

* * *

Gustav Lindlieb, der bereits aus dem vollen zu wirtschaften wähnte, weil die ersehnte Hilfe Stövens ihm gewiß schien, war guter Dinge.

Der Schnee fiel weich und fest die letzten zwei Tage, und was an schaufelnden Männern verfügbar war, bereitete die Rodelbahn für die kommenden Gäste.

Leichten Herzens machte Gustav Lindlieb seine Bestellungen. Leichten Herzens schickte er die quittierten Rechnungen zurück, mit einem Witzwort auf den Lippen oder einem gutmütigen Anschnauzer, der den Lieferanten fremd war an ihm, ihr Gefühl der Sicherheit aber erhöhte.

Er war es jetzt selbst, der die Schäden am Haus betonte. Zum Stammtisch abends kam er breit, geschäftig. Dem alten Kasten da, dem würde er schon wieder auf die Beine helfen, wenn nur erst die Winterzeit vorüber war. Aber viel Umstände machte er diesmal nicht mit den Gästen. Wenn's ihnen nicht paßte bei ihm — — sein Haus verunglimpfen ließ er nicht. Schließlich war es eine Ehre, in der „Goldenen Krone" zu wohnen.

Er plusterte sich förmlich auf.

War noch gar nicht lange her, daß ein authentischer Herzog bei ihm abgestiegen war. Jawohl. Und nicht mal der hatte die Nase gerümpft und das Maul verzogen. Was dem recht war, konnte es den anderen schon lange sein.

Die Herren vom Stammtisch schlugen ihm auf die Schulter.

Sieh mal einer an, ein Herzog war bei ihm gewesen. Der Herr von Wartenstein wohl . . . wie? Ja, ja, man hatte sich schon lange so etwas gedacht! Und das hatte kein Bändchen abgesetzt, kein Titelchen?

Lindlieb ärgerte sich. Ärgerte sich, daß er sich zur Offenherzigkeit hatte hinreißen lassen. Herr Stöven war also nicht der einzige, der sich seine Gedanken darüber machte, daß er so leer ausgegangen war.

(Fortsetzung folgt)

Lisa verliert keinen Schirm mehr

Skizze von Otto Schumann

„Nein, Liebling, den neuen Sommerpelz schlag' Dir nur einstweilen aus dem Sinn!" meinte Doktor Walthemat zu seiner kleinen Frau. „Sieh' mal, die Zeiten sind heute wirklich nicht danach. Und dann — wie lange glaubst Du, daß Du den Mantel haben würdest? Nach einigen Wochen hättest Du ihn ja doch irgendwo liegen lassen."

Frau Lisa senkte ein wenig schuldbewußt das reizende Köpfchen. Im stillen mußte sie ihrem Erik recht geben, ihre Vergeßlichkeit grenzte wirklich an das Fabelhafte. Vier Handtaschen, drei Schirme und kürzlich sogar ihren neuen Hut hatte sie in Straßenbahnen, Theatern, Kaffeehäusern und wer weiß wo sonst noch allein in den letzten Wochen liegen lassen. Aber doch verzog sie ein wenig schmollend den Mund. Auf einen Pelz würde sie natürlich ganz anders aufpassen, und sie war daher auch nur wenig getröstet, als Doktor Walthemat ihr zum Trost einen hübschen seidenen Schirm als Ersatz für den zuletzt verlorenen überreichte. „Lange wird es ja auch damit nicht dauern, Lisakind", meinte er dabei lächelnd.

„Meinst Du?" entgegnete die kleine Frau. „Du wirst schon sehen, daß ich auf meine Sachen auch acht geben kann. Diesen Schirm werde ich n i c h t verlieren."

„Na, wir wollen es abwarten. — Und . . ." setzte der Fabrikbesitzer lächelnd hinzu, „dann sollst Du auch Deine Belohnung haben. Kannst Du mir nach einem halben Jahre den Schirm noch vorzeigen, verspreche ich Dir den ersehnten Pelz. Abgemacht?"

„Abgemacht!" fiel Frau Lisa ihrem Erik um den Hals, und ein herzhafter Kuß besiegelte das Abkommen. — —

Drei Monate vergingen, und Doktor Walthemat kam aus dem Staunen nicht heraus. Seine Lisa war immer noch im Besitz ihres Schirms, sie, die sonst von diesen nützlichen Dingern mindestens zwei im Monat gebrauchte. Offenbar hatte die Aussicht auf den Pelz die Umwandlung bewirkt. Er war doch ein guter Pädagoge, mußte der Fabrikant sich selbst zugestehen. Lisa hatte offenbar ihre Vergeßlichkeit abgelegt.

Doktor Walthemat wollte gerade zu einer geschäftlichen Besprechung in die Stadt gehen — seine Frau befand sich bei einer Freundin —, als sich plötzlich der Himmel bezog und ein tüchtiger Regen einsetzte, der so bald nicht aufzuhören versprach. Zu dumm, gerade gestern hatte er seinen Schirm zur Ausbesserung fortgegeben. Aber da stand ja der seiner Frau, den sie bei dem vorhin noch herrschenden schönen Wetter zu Hause gelassen. Er würde einfach den nehmen. Gesagt, getan. Nur, als der gute Erik nach zwei Stunden wieder heimkehrte, mußte er zu seinem Schrecken feststellen, daß diesmal er der Vergeßliche gewesen war: Er hatte Lisas Schirm in einer Kraftdroschke liegen lassen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe begab sich Doktor Walthemat daher aufs Fundbüro, um den Verlorenen wieder zu erlangen. Er füllte das ihm vorgelegte Formular mit einer genauen Beschreibung des Schirmes aus, der Beamte verschwand damit, kehrte aber nach einiger Zeit zurück — ohne Schirm.

„Nun, ist mein Schirm nicht da?" erkundigte sich etwas enttäuscht Doktor Walthemat.

„Ich vermag es nicht zu sagen, Herr Doktor", lautete die einigermaßen überraschende Antwort. „Es sind ihrer fünf vorhanden."

„Fünf solcher Schirme? Aber das ist doch unmöglich."

„Bitte, kommen Sie mit und überzeugen Sie sich selbst!"

Die beiden betraten das riesige Lager, wo in einer Ecke die Schirme ihren Platz gefunden hatten. In einer Ecke lagen fünf Exemplare, die in jeder Einzelheit dem von Doktor Walthemat verlorenen glichen. Es war unmöglich zu sagen, welcher der fünf nun den gerade seiner Frau gehörigen darstellte.

Etwas stimmte hier nicht, sagte sich der Fabrikbesitzer, und er beschloß, der Sache weiter nachzugehen. Er verabschiedete sich von dem Beamten, versprach, später noch einmal vorzusprechen, und begab sich dann schnurstracks in das Geschäft, wo er vor einem Vierteljahre seiner Lisa den Schirm gekauft.

„Ich hätte gern einen Damenschirm", wandte er sich an den Verkäufer.

Im nächsten Augenblick lagen zahlreiche Stücke vor dem Kauflustigen, aber er schob alle zurück.

„Das alles hier ist nicht das Richtige. Ich möchte einen Schirm mit Griff aus Rosenholz und einem elfenbeinernen Knopf."

„Ich darf Sie darauf aufmerksam machen, mein Herr, daß man in diesem Sommer nur eiserne Griffe nimmt", wandte der Verkäufer ein.

„Das ist mir gleich. Ich möchte den Schirm so, wie beschrieben. Die Mode ist mir gleichgültig."

„Aber derartige Schirme gibt es jetzt überhaupt nicht mehr."

„Ich habe doch noch vor wenigen Monaten einen solchen hier gekauft", entgegnete ungeduldig Doktor Walthemat. „Und . . ." er hatte inzwischen seine Blicke im Laden umherschweifen lassen und deutete nun auf einen an einem Haken hängenden Schirm, „dort ist ja gerade das, was ich brauche."

„Es tut mir sehr leid, mein Herr, aber gerade dieser Schirm da ist unverkäuflich."

„Unverkäuflich? Was soll das heißen?"

„Er ist der letzte eines halben Dutzends, das wir für eine unserer Kundinnen stets vorrätig halten. Sehen Sie, die Dame läßt recht häufig ihren Schirm stehen und findet dann hier sofort bei uns Ersatz. Wir liefern ihr die Stücke sogar zum Vorzugspreis. Sie scheint einen etwas komischen Gatten zu haben, dem sie ihrem Schirm stets vorzeigen muß. Na, da ist dies natürlich der einfachste und bequemste Weg." —

Seit diesem Tage hielt Doktor Walthemat sich nicht länger für einen bedeutenden Pädagogen.

Wie Großmutter starb

Skizze von Franz Braumann

An einem Sommertag, gerade wie über dem Bayernland herein ein mächtiges Hochwetter aufgewachsen ist, hat sich die Großmutter, unsere Ahnl, zum Sterben niedergelegt.

„Nu ja, in Gottes Nam'!" hat sie gesagt, hat in der Kuchel das letzte Geschirr weggeräumt, das beim Mittagessen ist gebraucht worden, hat das offene Tenntor zugereibelt, das der Wetterwind nit hereinkunnt', wenn er allzu schnell kommet' und die Hausleut derweil vom Feld noch nit daheim wären, und hat sich dann in der Viertelkammer enten in das große, bemalte Himmelbett gelegt.

Ich bin als erster daheim gewesen. Das Tenntor ist zu, abgewaschen ist, im Stall ist all's getan, und unser Ahnl ist nit da. Wo wird sie denn hingegangen sein?

„Ahnl!" schrei ich mit meiner gesunden Bubenstimme.

„Ja, Bub, geh ummer zu mir!" Gar nit frisch kommt die Stimme aus der Viertelkammer. Und derweil der erste Windhauser um die breite Schupfe gepfiffen hat wie ein jammernder Wicht, habe ich schon beim großen, bemalten Himmelbett gestanden.

„Ist das ganze Korn noch ein'bracht worden?" Die Ahnl hat es gefragt, bevor ich vor Verwundern noch was hab' sagen können.

„Ja", denk' ich. „Aber die Hausleut' seind im Stadel enten blieben; sie müssen noch das letzte Fuder abladen."

Die Ahnl nickt befriedigt. „Alten ist's schon gut." Und: „Helf uns Gott!", weil gerad ein bläuliches Blitzen in die Kammer lichtet. Dann kremmelt ein Thorer, daß die kleinen Fenster scheppern.

„Und Du, Ahnl? Zwegen was liegst denn Du schon im Bett?"

„Mir ist nit recht gut. Lauf hinaus und schau, ob doch nit wo ein Fenster oder ein Tor aufgangen ist!"

„Ja, Ahnl, ich werd schon schau'n."

Im Stall bin ich zu allen Fenstern gelaufen, hab' alle Tore im Waagenschupfen probiert, ob sie gut verreibelt sind.